

FRIEDHARD TEUFFEL

SPIEGEL
Bestseller

TIMO BOLL: MEIN CHINA

EINE REISE INS WUNDERLAND DES TISCHTENNIS
AKTUALISIERTE UND ERWEITERTE NEUAUSGABE

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Friedhard Teuffel

TIMO BOLL: MEIN CHINA

**EINE REISE INS WUNDERLAND
DES TISCHTENNIS**

**AKTUALISIERTE UND
ERWEITERTE NEUAUSGABE**

Schwarzkopf & Schwarzkopf

Inhalt

Prolog: Ni hao	7
Kapitel 1: Bei den Olympiasiegern von morgen <i>Groß werden in China und im Odenwald</i>	13
Kapitel 2: Busfahrt in die Geschichte <i>Wie China das Wunderland des Tischtennis wurde</i>	53
Kapitel 3: Das »Ping Pong Package« <i>Der Weg an die Spitze der Weltrangliste</i>	79
Kapitel 4: Pekingente knusprig <i>China kennen- und lieben lernen</i>	121
Kapitel 5: Europa gegen Asien <i>Gewinnen – aber nicht um jeden Preis</i>	149
Kapitel 6: Im Duell mit China <i>Was Tischtennis über einen Menschen verrät</i>	187
Kapitel 7: Im Allerheiligsten des Tischtennis <i>Die Geheimnisse der großen Meister</i>	239
Kapitel 8: Zai jian – Auf Wiedersehen in China <i>Die Reise seines Lebens geht weiter</i>	281
Anhang: Erfolge Literatur Dank Bildnachweis	331

Prolog

Ni hao

Bor?« Irgendwo von links aus dem Gedränge kommt die Frage hergeflogen. Nur einen Augenblick später raunt es von rechts: »Bor?« Hin und her geht es nun in der engen Gasse des Peking Marktes, wie Ping Pong. »Bor?«, fragt ungläubig ein Mann im grauen Anzug und zieht die Augenbrauen hoch, und von der anderen Seite bestätigt eine Frau nickend das Gerücht: »Bor!«

Eben noch hatte Timo Boll gemütlich über den Markt schlendern können, einige Verkäufer hatten ihm zugerufen: »CD? DVD? Watch?«, wie jedem Touristen, der sich an den Ständen vorbeitreiben lässt. Hier ist die Markenwelt mit all den Uhren von Rolex und Seiko, den Anzügen von Versace und Armani so spottbillig und so wunderbar falsch. Aber der entspannte Teil des Ausflugs ist nun vorbei. Er ist aufgeflogen.

Timo Boll hätte sich auch gut verkleiden müssen, um hier nicht aufzufallen. An einem Stand mit Uhren hängt ein Foto von ihm direkt neben dem des amerikanischen Basketballstars Charles Barkley. Der Menschenstrom auf dem Markt fließt nun nicht mehr geradeaus weiter, sondern dreht sich als Strudel um ihn herum. Boll schaut einmal in die große Runde und setzt dann seinen Rucksack ab, als wüsste er schon, dass es jetzt etwas dauern kann.

Die Verkäufer sind hinter ihren Ständen hervorgekommen. »Pengyou«, ruft einer, andere schließen sich an, »Pengyou, Pengyou« – so nennen die Chinesen Freunde. Mehrere Verkäufer nehmen Timo Boll in ihre Mitte, erste Fotos landen in Handys. Ein alter Mann redet lachend auf ihn ein und macht dann eine Pause, als erwarte er eine Antwort. Zwei Mädchen werfen Boll kichernd Blicke zu. Er nickt lächelnd zurück und schreibt seinen Namen auf eine Stofftasche, die ihm eine der beiden gereicht hat. Als er ihr die Tasche zurückgibt, drückt sie sie an sich wie einen Schatz.

Er ist der Lieblingsgegner eines ganzen Reichs, dieser »Bor«, dessen Namen sie nicht so richtig aussprechen können. Dachte man nicht eigentlich, die Chinesen würden aus jedem »R« ein »L« machen? Auf jeden Fall klingt es umso ehrfürchtiger, wenn sie seinen Namen sagen. »Bor« – fast ein »Boah«, an dessen Ende der Mund staunend offen bleibt. Als Zeichen ihres Respekts für Siege über viele Jahre gegen die Stars des Tischtennis, ihres Nationalsports. Aber auch für faire Gesten, die sie ihm nicht vergessen haben.

Chinesisches Tischtennis, das ist in Europa ein Mythos. Ein deutscher Nationalspieler hat einmal gesagt, in China könne es selbst der Hausmeister der Sporthalle mit ihm aufnehmen. So viel wird ins chinesische Tischtennis hineingeheimnisst, dass mancher Europäer in der entscheidenden Phase eines Spiels nicht mehr an den Sieg glaubt – der chinesische Gegner wird doch sicher noch einen Zaubertrick anwenden. Seitdem Tischtennis 1988 aufgenommen wurde ins olympische Programm und seinen bisherigen olympischen Höhepunkt 2008 in Peking erlebt hat, hat China 28 von 32 Goldmedaillen gewonnen. Es wäre bestimmt noch langweiliger geworden, wenn nicht Timo Boll immer wieder ihre Spitzenspieler bezwingen würde. Er ist ihr größter Herausforderer, kein anderer hat in den vergangenen 20 Jahren so oft gegen ihre Besten gewonnen. Platz eins der Weltrangliste hat er ihnen abgenommen, 2003 für sieben Monate, dann wieder 2011 und noch einmal 2018. In Europa braucht sich Boll ohnehin nicht mehr zu beweisen, kein Spieler hat mehr Europameistertitel gewonnen als er.

Timo Boll hat sich China nicht ausgesucht, dennoch ist das Land am anderen Ende der Welt seine zweite Heimat geworden. Seit mehr als zwei Jahrzehnten reist er schon nach China und erlebt, wie aus dem Wunderland des Tischtennis auch das Wunderland der Weltwirtschaft geworden ist. Er bekommt mit, wie China sich wandelt und öffnet und

neu erfindet, aber auch sich zurückbesinnt auf verschüttet geglaubte Traditionen. Firmen haben Boll unter Vertrag genommen, weil er in China Türen öffnen kann.

Das alles sind genügend Gründe, um Timo Boll einmal selbst auf einer Reise nach China zu begleiten. Von der Presstribüne aus habe ich ihn schon in China spielen sehen, bei der Weltmeisterschaft 2005 in Schanghai, bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking. Als ich anfing, für Zeitungen über Tischtennis zu schreiben, erst für die »Allgemeine Zeitung« in Mainz, dann für die »Frankfurter Allgemeine« und den »Tagesspiegel« in Berlin, kam Timo Boll gerade an im großen Tischtennis und machte mit ersten Erfolgen auf sich aufmerksam. Schreibend habe ich seine Karriere über die Jahre begleitet. Sein Spiel hat mich fasziniert, so konzentriert und dynamisch, aber wie es genau funktioniert, das habe ich, auch mit eigener Tischtennis-Erfahrung in der Oberliga, nur teilweise verstanden.

Weil wir beide aus dem Südwesten Deutschlands kommen, Timo Boll aus dem Odenwald, ich aus dem siebzig Kilometer entfernten Mainz, haben wir gemeinsame Bekannte im Tischtennis, mein langjähriger und leider schon verstorbener Verbandstrainer Arthur Baum etwa ist der Vater seines Nationalmannschaftskollegen Patrick Baum. Wenn wir uns bei Turnieren trafen, plauderten Timo Boll und ich ein bisschen, auch über seine Erfahrungen in China, etwa über den Polizeischutz, den er bisweilen braucht, wenn er in China die Tischtennishalle verlassen will. Seine Andeutungen haben mich neugierig gemacht. Wie geht es einem, der eigentlich am liebsten seine Ruhe hat, wenn er in China von Menschenmassen umlagert wird? Verwandelt China Timo Boll? Und wie tief ist er schon eingetaucht in dieses rätselhafte Land?

Der nette Junge von nebenan, so kam mir Timo Boll vor. Einer, der genau beobachtet und einem direkt in die Augen

schaut, aber seine Erlebnisse und Meinungen, seine Ecken und Kanten lieber für sich behält. Wenn er lächelt, dann wirkt dieses Lächeln manchmal geteilt, die eine Hälfte geht zu seinem Gesprächspartner, die andere zurück nach innen. In einer Runde mit Journalisten wippt er oft mit den Zehenspitzen und hält die Hände verschränkt hinter dem Körper, er geht sparsam mit Worten und Gesten um, und es sind eher die kleinen Dinge, die etwas über ihn verraten, eine erstaunt hochgezogene Augenbraue oder ein zuckender Mundwinkel, der zu einem Lächeln werden könnte. Es scheint keine Frage zu geben, die ihn aus der Ruhe bringen kann. Dabei hat derselbe Timo Boll nur wenige Minuten zuvor noch Tausende von Zuschauern mit seinem explosiven Spiel mitgerissen und manchmal sogar einen der Besten der Tischtennis-Weltmacht China besiegt. Wie passen diese beiden Gesichter nur zusammen?

Um die Geschichte von Timo Boll, seinem China und seiner Sportart aufzuschreiben, reise ich mit ihm zusammen nach Peking. Es soll zum Euro-Asia-Turnier gehen, einem zweitägigen Kontinentalvergleich und die milde Form dessen, was aus Tischtennis geworden ist: China gegen den Rest der Welt. Es geht ums Prestige bei Euro-Asia und um knapp 60.000 Euro für die fünfköpfige Siegermannschaft, aber weil die Spiele nur abends stattfinden, bleibt genügend Zeit, um gemeinsam zu erleben, wie China auf Timo Boll reagiert und er auf China.

Eine knappe Woche werden wir unterwegs sein. In einer Tischtennisschule wollen wir die übernächste Generation von chinesischen Nationalspielern besuchen, uns anschauen, wie junge Spieler heute in China groß werden. Auf der Straße und in Restaurants will ich erfahren, wie Timo sich in China zurechtfindet, wie das Land ihn geprägt und was er von den Chinesen gelernt hat. Wir wollen auch andere

Spieler und Fans treffen, um mehr Antworten darauf zu bekommen, warum Tischtennis einen Platz gefunden hat in der Seele Chinas.

Und wir wollen ausreichend Gelegenheit zum Erzählen haben. Denn ich möchte ihn besser kennenlernen, herausfinden, wer Timo Boll ist und wie er es geschafft hat, als schüchterner Junge aus dem Odenwald die Nummer eins im Tischtennis zu werden. Dem Spiel, das in seinen Sätzen so viel erzählen kann über Menschen, ihre Eigenheiten und Leidenschaften.

Kapitel 1

Bei den Olympiasiegern von morgen

Groß werden in China und im Odenwald

Mit beiden Händen voll Kekspäckchen und Schokoriegeln kommt Timo aus dem Oberdeck des Jumbojets zu mir herunter in die Economy-Class. »Ich habe dir schon mal etwas Frühstück mitgebracht«, sagt er lächelnd und hält mir sein Angebot aus der Business-Class entgegen. Für einen Vielflieger wie Timo, noch dazu einen Leistungssportler, der häufig mit Rückenschmerzen zu kämpfen hat, ist ein bequemer Sitz ein Muss. Und um ein Upgrade kommt er mit den vielen Flugmeilen, die er sammelt, ohnehin kaum herum. In den verbleibenden drei Stunden bis zu unserer Landung in Peking wird er aber neben mir sitzen bleiben. Die Stewardess hat gerade die Abdunkelung der Fenster hochgeschoben, die Nacht über den Wolken ist vorbei, vor uns liegt der chinesische Tag.

»Hast du eigentlich mal nachgezählt, wie oft du schon in China warst?«, frage ich Timo.

»Also ich glaube, das müssten inzwischen bestimmt achtzig, neunzig Mal gewesen sein.«

»Was war denn deine kürzeste Chinareise und was deine längste?«

»Zwei Tage die kürzeste. Montagabend hin, Dienstagmorgen gelandet, Pressekonferenz, ein Termin mit Politikern, abends ein Bankett und Mittwochmorgen wieder zurück. Nachmittags war ich dann schon wieder in Deutschland. Die längste Reise war zehn Wochen, als ich in der chinesischen Superliga gespielt habe. In dieser Zeit habe ich auch am meisten erlebt und über China erfahren.«

»Und wenn du wie jetzt im Flieger sitzt, hast du dann das Gefühl, dass China für dich schon Routine geworden ist?«

»Einerseits ja, denn der Ablauf ist oft der gleiche: Flughafen, Hotel, Halle«, sagt Timo. Dann belebt sich sein Gesicht: »In China ändert sich immer noch so viel. Selbst wenn ich nur für ein paar Wochen nicht da gewesen bin, kommt

es mir manchmal wie ein Zeitsprung vor.« China verändert sich, Timo Boll auch. Es ist auf diesem Flug das erste Mal, dass er die Stewardess nach der Uhrzeit fragt – auf Chinesisch. »Xian zai ji dian?« Am Konfuzius-Institut in Düsseldorf hat er Sprachunterricht genommen. »Ich will China noch besser verstehen«, erklärt er mir.

Unsere erste gemeinsame Begegnung mit China ist kühl, der Beijing Capital International Airport, auf dem wir nach zehn Stunden Flug landen, ist genauso verwechselbar wie andere Metropolenflughäfen, einmal abgesehen von der äußeren Form, die er Norman Foster zu verdanken hat. Ansonsten viel Glas und Stahl, wir laufen durch Korridore aus Werbeplakaten, über glänzend gewischte Böden, das Rattern der Kofferrollen von Reisenden aus der ganzen Welt im Ohr. »Früher war das ein Miniflughafen, jetzt ist er wenigstens standesgemäß«, sagt Timo ein bisschen zur Ehrenrettung. Er sieht bei seiner Ankunft aus wie ein Tourist mit seiner verwaschenen schwarzen Jeans, dem blauen Pullover mit Kragen, nur das Logo seines Ausrüsters Butterfly auf seiner roten Jacke verrät, dass er Tischtennispieler ist.

Bevor wir uns in eine der vielen Warteschlangen an den Einreiseschaltern einreihen, blättert Timo noch schnell in seinem Reisepass. Welches Visum gilt gerade? Zehn Visa für China kleben in seinem Pass, da muss er schon genau hinschauen. »Ich beantrage meist gleich eins für die zweifache Einreise«, erklärt er, denn manchmal fliegt er sogar zweimal in einem Monat nach China.

Am Schalter greift der Beamte in blauer Uniform und mit strengem Seitenscheitel mechanisch nach Timos Pass. Seine Augen lässt er genauso mechanisch hoch und runter marschieren. Vom Pass in Timos Gesicht und wieder zurück. Auf einmal vertreibt ein Lächeln die Strenge aus seinem Blick. »Are you Table Tennis Player«, fragt er, seine Augen weiten

sich. »Yes«, antwortet Timo, legt den Kopf zur Seite und fragt zurück: »Do you like Table Tennis?« Ein jugendlich begeistertes »Yeah, yeah« kommt ihm entgegen. Herzlich willkommen im Land des Tischtennis.

Bei unserer Abreise am Flughafen in Düsseldorf war Timo noch einer von Tausenden. Im Wartebereich hinter den Boutiquen und Duty-Free-Shops hing direkt über unseren Plätzen ein Großbildschirm, auf dem ein Nachrichtensender Timos Finalteilnahme bei den German Open in Dortmund meldete und dazu ein Foto von ihm zeigte. Die Blicke der anderen Reisenden huschten dennoch an Timo vorbei.

Die Chinesen zeigen dagegen schon oft bei der ersten Gelegenheit, was ihnen Tischtennis bedeutet. Bei einer früheren Einreise öffnete einmal ein Beamter den Diplomatenschalter, das kam ihm angebracht vor für die ankommende Tischtennisgesellschaft.

Es scheint sich auch diesmal herumgesprochen zu haben, dass Timo kommt. Dort, wo Geschäftspartner oder Chauffeure mit bedruckten oder selbst beschriebenen Schildern Reisende in Empfang nehmen, wartet nicht nur ein junger Mann mit einem Schild »BOLL TIMO«. Vier ältere Männer laufen auf Timo zu, in den Händen Schlägerhölzer und Zeitschriften, unter dem Arm trägt einer eine kleine grüne Tischtennisplatte zum Zusammenklappen.

»Meine Rentnerfangruppe«, sagt Timo und lacht. »Ni hao«, guten Tag, begrüßen ihn die vier Herren. Ein schwarzer Stift wird Timo gereicht, er lässt ihn mit großen Schwüngen über alles gleiten, was ihm entgegengehalten wird, über Fotos, Hölzer und auch die kleine Tischtennisplatte. Einer der Männer kramt einen Zettel aus seiner Tasche, auf dem zwei chinesische Schriftzeichen zu sehen sind, deutet auf ein Schlägerholz und Timo weiß, dass es jetzt um einen Sonderwunsch geht. »Mein Name in chinesischen Schriftzeichen.«

Timo lässt sich Zeit für die beiden Zeichen, eines sieht aus wie eine Kombination aus T und J, das andere wie ein nicht zu Ende gebauter Förderturm eines Bergwerks. Während Timo mit zusammengepressten Lippen konzentriert die Zeichen malt, flüchten seine Augen nicht auf die Vorlage. »Das macht Spaß, vielleicht unterschreibe ich jetzt immer auf Chinesisch, meine deutsche Unterschrift kann hier sowieso keiner lesen.«

Die älteren Herrschaften bedanken sich auf Chinesisch, »Xie xie«, und verabschieden sich. »Bor« haben sie gesagt, einer hat Timo auch beim Vornamen genannt, es hörte sich an wie das englische »Team«. »Timo« sagen sie hier nicht zu mir, es gibt kein chinesisches Zeichen dafür. »Team Bor« sagt aber auch keiner, sie nehmen eines von beiden, »Team« oder »Bor«. Wie ein Künstlername, wie Ronaldo«, sagt Timo und freut sich über seinen Vergleich. Über das Treffen mit einer Kleingruppe ist er erleichtert, »manchmal ist schon am Flughafen sehr viel los. Wenn es zu viele sind, kann es ungemütlich werden. Da wird mancher Fan ruppig und egoistisch. Jeder will sein Autogramm, sie machen sich dann selbst Stress.«

Ein junger Mitarbeiter des Organisationskomitees des Euro-Asia-Turniers bringt uns zum Bus, Carl, so stellt er sich vor. Einen westlichen Namen haben sich inzwischen viele Chinesen zugelegt, und wir werden noch Abigails und Christians treffen. »You are very popular in China, you are superstar«, sagt Carl und dass er ihn gestern noch im Fernsehen gesehen habe im Finale der German Open. Er selbst spiele Tennis, Sport im Freien sei ihm lieber. Vorn beim Busfahrer baumelt ein Anhänger mit dem Porträt Maos. Der Minibus setzt sich ruckartig in Bewegung Richtung Stadt. Als könnte es China nicht erwarten, dass Timo wieder ihre Besten herausfordert in ihrem und seinem Lieblingsspiel.

Eine Dreiviertelstunde dauert die Fahrt zu unserem Hotel, die Sonne blendet durch die Busfenster herein. »Sie

scheinen wieder etwas mehr für die Umwelt getan zu haben«, bemerkt Timo und hebt den Blick zum Himmel, der wie eine Folie über der Stadt liegt. Bei vergangenen Reisen hatte Timo dabei nur grauen Dunst zu sehen bekommen. Vor den Olympischen Spielen 2008 in Peking hatte die Regierung mit Fahrverboten für Autos und Produktionspausen für luftverpestende Fabriken versucht, aus Grau Blau zu machen. An einigen Tagen war auch Bläuliches zu erkennen gewesen.

Der junge Mann an der Hotelrezeption, Mitte zwanzig, Designerbrille, deutet eine Verbeugung an und sagt: »Welcome, Mister Bor, I saw you on TV against Ma Lin yesterday.« Vor ihm steht allerdings nicht Mister Bor, ich bin es, weil ich Timos Pass zum Einchecken vorgelegt habe, damit Timo schnell in der Lobby ein paar Formalitäten mit den Vertretern des Europäischen Tischtennis-Verbandes klären kann. Schönes Kompliment eigentlich. Aber fallen die äußerlichen Unterschiede nicht auf, nicht einmal meine helleren Haare? Offensichtlich tun sich Asiaten genauso schwer damit, westliche Gesichter auseinanderzuhalten wie umgekehrt. Ich kläre das Missverständnis auf und bekomme als Reaktion ein peinlich berührtes »Oooh«.

Nur ein Zimmer liegt zwischen Timos und meinem im elften Stock, als besonderes Extra bieten die Zimmer eine Panoramascheibe im Bad, selbst aus der Wanne könnte man also rausgucken, auch wenn sich vor dem Fenster nur schmucklose Nutzarchitektur abzeichnet. Es bleibt noch etwas Zeit zum Umziehen und Frischmachen, zum Abwehren der ersten Müdigkeitsattacke. Zehn Stunden Flug und sieben Stunden Zeitverschiebung nach vorn machen sich bemerkbar. Aber wir haben viele Pläne und wollen deshalb an diesem Mittag gleich los und mit unserer offiziellen Annäherung an das chinesische Tischtennis beginnen.

Auch ein Wunder muss einmal klein angefangen haben, irgendwo müssen selbst Chinesen lernen, den Tischtennisball so schnell und fehlerlos zu spielen. Deshalb wollen wir uns anschauen, wie aus jungen Chinesen große Tischtennispieler werden. Die Shichahai-Sportschule hat uns eingeladen, ein Vorzeigeeinstitut, ihr eilt der Ruf voraus, aus Talenten Weltmeister machen zu können, und das seit Jahrzehnten. Timo hat sich mit Trainingsanzug und Sportschuhen schon ganz auf Tischtennis eingestellt, als er mich von meinem Hotelzimmer abholt. Ein Fahrer wartet in der Hotellobby und läuft mit uns zielstrebig auf einen der zehn Minibusse zu, die hintereinander vor dem Hotel parken. Sie sehen alle gleich aus und scheinen hier zu den beliebtesten Verkehrsmitteln zu gehören, etwa 15 Fahrgäste haben auf den mit weißem Stoff bezogenen Sitzen Platz.

Rechteckiger Beton, wo wir unterwegs auch hinschauen, aber die chinesische Schrift, eine Kunst für sich, verziert mit ihren Zeichen manche Fassade wie Ornamente. Mehrfaches Hinschauen verlangen die Häuserklötze vom ungeübten Betrachter, ehe sie mit einem Detail wie etwa einer Gardine preisgeben, ob in ihnen gearbeitet oder gewohnt wird. Am Horizont wölben sich Berge, wie zur Beruhigung, dass auch diese Betonlandschaft ein natürliches Ende findet.

Die Schule besteht aus mehreren Gebäuden, unsere erste Station ist ein festliches Empfangszimmer mit schweren, dunklen Holzmöbeln. Zwei lange Sitzbänke stehen einander gegenüber, zwischen ihnen hätte eine Tischtennisplatte Platz. Ein Fotograf wartet bereits und macht erste Bilder von Timo, der sich im Raum umsieht, um sich mit der Atmosphäre vertraut zu machen.

Wenn schon der beste nicht-chinesische Tischtennispieler zu Besuch kommt, dann muss die Form gewahrt werden, und für diese Form ist ein kleiner Mann zuständig, Ende

fünfzig, mit durchdringendem Blick, er trägt eine Sportjacke und blaue Filzpantoffeln, als wäre die Schule sein Zuhause. Mit beiden Händen überreicht er uns seine Visitenkarte: Liu Yanbin. Gleich fünf Titel stehen auf der Karte und die zwei interessantesten für uns sind Vizedirektor der Sportschule und Vizepräsident des Tischtennis-Verbandes von Peking. Mit Boxen und Sportstätten hat er auch noch zu tun.

Liu Yanbin setzt sich uns gegenüber auf die andere lange Sitzbank und beginnt auf Chinesisch, neben ihm hat eine junge Dame Platz genommen, die zu unserer Überraschung erst einmal ins Deutsche übersetzt: »Willkommen zu unserer Schule, unsere Schule hat fünfzig Jahre alt.« Dann fährt sie auf Englisch fort. Die Shichahai-Sportschule hat gerade ihren Geburtstag gefeiert. Und in ihren fünfzig Jahren sind hier zehn Tischtennis-Weltmeister ausgebildet worden. Liu Yanbin fängt an aufzuzählen: Fan Changmao, Wang Tao, Zhang Yining, Guo Yue, Guo Yan, Ma Long. Eine klingvolle Liste von den achtziger Jahren bis heute. Wang Tao half mit, den Weltmeistertitel 1995 nach sechs Jahren Unterbrechung von den Schweden zurück nach China zu holen. Zhang Yining sprach bei der Eröffnungsfeier der Spiele von Peking 2008 stellvertretend für alle Athleten den olympischen Eid und gewann einige Tage später die Goldmedaille im Dameneinzel. Timo murmelt halblaut die Namen nach, auch um unseren Gastgeber zu zeigen, dass er sehr wohl verstanden hat, was los ist: Von hier aus haben es einige bis ganz nach oben geschafft.

Auf einem Bildschirm an der Wand, groß wie eine Tischhälfte, beginnt nun ein Film über die Schule mit dem Titel »Shichahai Sports School – A Glory to Beijing Sports«. Mit Bescheidenheit kommt man hier wohl nicht weiter. Kleine Turnerinnen wirbeln um den Stufenbarren, Kampfsportler heben üppig beladene Gewichtsstangen, schließlich fliegen

Tischtennisbälle durchs Bild. Liu Yanbin blickt zwischendurch zu uns herüber, ein wenig prüfend, ob wir die entscheidenden Aussagen auch mitbekommen.

Der Film will nicht nur die Botschaft vermitteln, dass hier Sportler zum Wohl der Gesellschaft ausgebildet und mit modernsten Methoden betreut und dazu noch schulisch hervorragend gefördert werden. Es geht in den zehn Minuten auch ums Grenzenüberwinden und Öffnen, darum, dass immer mehr Sportler aus Übersee zum Trainieren anreisen und aus der Shichahai-Sportschule Athleten kommen, die heute auf der ganzen Welt leben. Allein im Tischtenniswettbewerb bei Olympia in Peking starteten Absolventen von Shichahai für vier verschiedene Länder, unter ihnen Liu Jia, sie lebt jetzt in Österreich und wurde schon Europameisterin.

Es wird langsam Zeit für Tischtennis. Zwei Stockwerke geht es nun nach unten. Tischtennis kommt näher, das hören wir am ganz speziellen Sound. Es sind die Geräusche, die einen auf der ganzen Welt mit verbundenen Augen an den Tisch führen würden: die quietschenden Schuhe auf dem Hallenboden, das Springen der Bälle auf den Tischen, das Auftreffen auf die Schläger, und das alles in einem besonderen Takt. Dieser Takt verrät schon etwas über die Spielstärke, denn je gleichmäßiger und schneller er ist und je seltener er unterbrochen wird, desto besser sind die Spieler. Was wir gerade hören, sind viele Takte gleichzeitig, die meisten von ihnen ziemlich flott und ohne Pausen. Doch als wir die letzte Treppenstufe erreicht haben, beendet ein Ruf alle Geräusche. Stille.

Timo schaut um die Ecke in die Halle und blickt in die Gesichter von 36 Schülern und vier Trainern. Alle klatschen heftig in die Hände und wo wir nur hinschauen: breites Grinsen. Timo nickt zweimal freundlich. Ein neuer Ruf des Trainers in der Mitte der Halle – und alle drehen sich wieder

zu ihren Tischen und spielen eine Übung. Nicht irgendeine, sondern eine, bei der sie zeigen, was sie schon alles können, vor allem wie gut ihr Vorhand-Topspin ist und wie flink ihre kurzen Beine sie von einer Ecke des Tisches zur anderen tragen. Eine Übung in anspruchsvollem Takt.

Das Licht in der Halle ist so taghell, dass wir vergessen könnten, in einem Keller zu stehen. Eine riesige chinesische Nationalflagge verleiht dem Raum etwas Offizielles, ein Hoheitszeichen, es geht um einen nationalen Auftrag. 27 Tische stehen in drei Reihen. Die letzte Reihe ist gerade unbesetzt, hier darf sich Timo einen Tisch aussuchen. Das Klacken der Bälle hat ihm Lust aufs Spielen gemacht, er zieht seine Trainingsjacke aus, holt seinen Schläger aus dem Rucksack, lockert kurz Arme und Beine und wartet auf den ersten Spielpartner. Es ist – kein Chinese.

Ein Junge aus Kasachstan, 13 Jahre alt, darf die ersten Bälle spielen, und weil in China vieles nicht zufällig passiert, kann man daraus einiges schließen. China will sich öffnen und dabei früh anfangen, nicht erst, wenn die Spieler aus anderen Ländern schon technisch ausgereift sind. »Sie scheinen auf ihre ausländischen Schüler hier besonders stolz zu sein«, das fällt auch Timo sofort auf.

Ausländische Kinder in einer chinesischen Elitesportschule, das wäre vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen. Dahinter steckt ein edles Motiv und ein eher pragmatisches. Freundschaft mit anderen Ländern ist das edle, sie gehört zum chinesischen Wertesystem. Doch gleichzeitig treibt die Chinesen die Sorge, Tischtennis so sehr zu vereinnahmen, dass überall das Interesse daran verloren geht, auch in China selbst. Wer möchte noch zuschauen, wenn sich im Endspiel der chinesischen Meisterschaft dieselben gegenüberstehen wie im Finale der Asienspiele, der Weltmeisterschaft und der Olympischen Spiele? Spannend bleibt

es nur, wenn nach Timo Boll noch andere die Chinesen fordern, und warum nicht einmal ein Spieler aus Kasachstan?

Auch ein Chinese stellt sich nun zu Timo an den Tisch, 15 Jahre, mit stämmigen Oberschenkeln, selbst beim Fußball würde er mit ihnen auffallen. In seinen muskelgewölbten Armen steckt ebenfalls viel Kraft. Er wechselt sich mit dem Jungen aus Kasachstan ab. Auf Timos Tischhälfte kommt ein Topspin nach dem anderen angesaut, Timo geht immer mehr in die Knie, um mit seiner Rückhand noch dagegehalten zu können, und hebt staunend die Augenbrauen. »Unglaublich, wie die sich in die Bälle reinlegen, mit was für einer Power!«, ruft er mir zu.

Aus Timos Spielpartnern wird eine Dreiergruppe, denn ein zierlicher Chinese wird von seinem Trainer an den Tisch geschickt. Ehe er den Ball hochwirft und anfängt zu spielen, pustet er die Backen auf wie vor einer fast unlösbaren Aufgabe. Doch mit seinen dünnen Ärmchen zieht er sieben, acht, neun gewaltige Topspins hintereinander ohne Fehler. Er ist neun Jahre alt und lebt – in Frankreich. Seit drei Wochen ist er in der Schule, weil seine chinesischen Eltern hier derzeit als Trainer arbeiten. »Hast du das gesehen?«, fragt mich Timo, »der Kleine war nach einem Fehler so peinlich berührt, dass er in der Pause erst mal ohne Ball seine Technik korrigiert hat.«

Nach drei Gegnern zieht Timo ein kleines Zwischenfazit: »Die haben alle unglaublich Zug in den Bällen. Und sie haben alle die Ma-Long-Technik, das ist ja Wahnsinn!« Zu spielen wie Ma Long ist wohl im Moment die herrschende Lehrmeinung. Ma Long hat es mit seiner Spielweise immerhin bis zum Olympiasieger im Einzel gebracht. Seine Nerven waren eine Zeit lang nicht so gut wie seine Technik, sonst hätte er schon viel früher einen WM-Titel im Einzel und olympisches Gold gewonnen. Ma Longs Technik hat Timo gleich bei den

jungen Spielern erkannt. »Es ist beim Vorhand-Topspin eine ziemlich lange Bewegung mit dem Arm, der ganze Körper wird in die Bewegung reingelegt. Tischtennis wird dadurch körperlich viel härter.«

Von den Besten lernen, das gilt hier in China und es ist ein großer Unterschied zu dem, wie Timo Tischtennis gelernt hat. Wir setzen uns in der Halle auf eine Bank. »Wie ist es denn bei dir losgegangen?«, will ich wissen. »Erkennst du Gemeinsamkeiten?«

»Ich glaube, ich sehe hier eher Unterschiede, wenn ich an meine Anfänge zurückdenke.«

»Hattest du auch Vorbilder, denen du nachgeeifert hast?«

»Meine Idole waren Jan-Ove Waldner und Jörg Roßkopf, aber ich wusste gar nicht, wie sie genau gespielt haben. Ich wusste nur, dass sie tolle und erfolgreiche Spieler waren. Im Fernsehen habe ich mir nicht viel Tischtennis angeschaut, gezeigt wurde es ja ohnehin nicht oft. Guck dir dagegen hier die Chinesen an, sie müssen sich ihre Vorbilder genau angeschaut haben. Das sehe ich schon, wenn sie sich zum Aufschlag hinstellen – wie Ma Long.«

»Erzähl doch mal von deinen ersten Schlägen.«

Angefangen habe ich in einem Keller, ich war damals vier Jahre alt. Mein Vater hatte eine Platte gekauft, die gerade so in den Raum passte. Er war ein ambitionierter Hobbyspieler, aber obwohl er erst mit Mitte zwanzig richtig mit Tischtennis angefangen und sich alles selbst beigebracht hatte, ist er bis in die Bezirksklasse gekommen. Als er die Platte im Keller aufgebaut hatte, wollte ich sofort anfangen zu spielen. Sie hat mich neugierig gemacht, und dieses Geräusch, wenn der Ball auf die Platte gesprungen ist, ist mir schnell vertraut geworden.

Gespielt habe ich mit meinem Vater zwar nicht lange am Stück, vielleicht eine Viertelstunde, aber dafür jeden Tag. Manchmal sind

wir abends noch einmal in den Keller zum Spielen gegangen, als ich schon den Schlafanzug anhatte.

Offenbar hat mein Vater gleich gesehen, dass ich Gefühl für den Ball hatte. Besonders oft vorbeigeschlagen habe ich jedenfalls nicht. Tischtennis war damals jedoch nur ein Sport von vielen für mich. Im Garten haben mein Vater und ich zum Beispiel ein Badmintonnetz aufgestellt, mit Schnüren die Linien gezogen und uns im Sommer jeden Abend heiße Matches geliefert. Auf der Straße habe ich mit Freunden aus der Nachbarschaft Tennis mit dem Softball gespielt. Damals fuhren noch nicht so viele Autos durch unsere Straße, wir konnten manchmal eine halbe Stunde spielen, ohne gestört zu werden. Ich glaube, die vielen unterschiedlichen Sportarten haben mir sehr geholfen fürs Tischtennis. Ich habe mir immer kleine Strategien zurechtgelegt und einen Blick für Spielsituationen angeeignet.

Die Tischtennisplatte im Keller hätte damals beinahe Konkurrenz bekommen. Als ich fünf Jahre alt war, wollten meine Eltern nämlich auf einem Wiesengrundstück einen Tennisplatz bauen. Boris Becker hatte ein Jahr vorher Wimbledon gewonnen, und der Tennisboom breitete sich gerade aus. Mein Vater fragte also bei der Gemeinde nach einer Baugenehmigung. Sein Plan war, den Platz einzuzäunen und einen Trainer für mich zu engagieren. Doch die Gemeinde lehnte seinen Antrag ab, weil das Gelände ein Wasserschutzgebiet war. Wer weiß, vielleicht wäre ich sonst beim Tennis gelandet.

Timo legt eine kleine Erzählpause ein und nimmt einen Schluck Wasser. An den 18 besetzten Tischen fliegen die Bälle weiter hin und her. Nur ab und zu wendet einer der kleinen Spieler seinen Blick kurz vom Tisch ab und dreht sich verstohlen zu uns, um zu sehen, ob der Gast aus Deutschland ihm nicht vielleicht gerade zuschaut, wie er sich besonders anstrengt.